



1926-11-13

## Ecce Amerika!

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261113&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Ecce Amerika!" (1926). *Essays*. 122.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/122](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/122)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## Ecce Amerika!

Von **Ann Tizia Leitich**, Newyork.

Hie und da schießen wie Stichflammen aus einem dumpfen, massigen Brodem Warnungsrufe empor, Schreie der Empörung, Seufzer grollender Ohnmacht. Sie beklagen sich über die Riesenwoge geistiger Verpowerung, die über die sogenannte zivilisierte Welt rollt; diese Woge der schamlosesten Anbetung des goldenen Kalbes, eines hirnlosen, aber gefährlich geschickten Commis-Voyageurtums; eines klimpernden Jonglierens mit den Fassaden der Worte; einer wichtigtuerischen Betriebsamkeit, die mit dem Raffinement des Luxus und der Maschine die Oberflächen der Dinge und des Lebens perfid glatt ausstattet, um das darunter gähnende Vacuum vergessen zu machen.

Fast immer wird Amerika beschuldigt, all dies in die Welt gesetzt, über die Welt ausgegossen zu haben.

Amerika leugnet seine ominöse Vaterschaft nicht; und, weder beleidigt noch zerknirscht, äußert es sich nicht zu der ihm aufgedrungenen Rolle des Prügelknaben. Aber es versteht nicht, wie es dazu kommt, für Europas Leichtsinns und Pflichtvergessenheit verantwortlich gemacht zu werden. Es findet, daß Europa alt genug ist, um selbst zu wissen, was ihm taugt und was nicht und – was es sich schuldig ist. Es sieht mit einem unbewußten Staunen, daß Europa das undefinierbare kostbare Etwas, das ihm Amerika heute mehr denn je neidet – Persönlichkeit, ein Antlitz, das von innen heraus geformt ist – für seine, Amerikas, billigsten Güter eintauscht mit einer gierigen Freude am Klang gläserner Nichtigkeiten, wie sie die Indianer hatten, als sie für den Ramsch der Konquistadoren die Wege zum Gold und ins Innere ihres Landes preisgaben.

Amerika hält nicht nur den Trumpf der Zeit in der Hand, das Geld, sondern ist auch vom Haus aus mit dem Selbstbewußtsein der Jugend ausgestattet, das unproportioniert groß sein muß, um über die ungeheure Befangenheit und Unsicherheit, die ihm eigen ist, hinwegkommen zu können. Und es sieht daher schmunzelnd-gschmeichelt zu, wenn Europa sich sputet, am „Manko Amerikas zu partizipieren“ – wie Ernst Lothar neulich in diesem Spalte so treffend gesagt hat.

So mag es scheinen, denn man sieht immer zuerst das Augenfällige, und dieses sind eben alle die Unbedeutenden, die Amerikas goldumrändertes Prestige, das es sich durch eine einzig dastehende physische Rekordleistung errungen hat, zur Folie eigener Nichtssagendheit degradieren. Aber Amerika ist nicht so uniform wie man in Europa noch immer meint; ein Schnitt durch seine Seele offenbart kein einheitliches Gefüge, sondern Windungen, Farbenspiele, Wolken wie beim Marmor.

Warum geht der Amerikaner nach Europa? Was sucht er dort?

Weil er statt „*Abies Irish Rose*“ einmal ein größeres Schauspiel, das eines anderen Erdteiles sehen möchte; weil eine Europafahrt das beste Mittel ist, um sein Geld gentlemanmäßig und möglichst gedankenlos ausgeben zu können; weil die anderen hinüberfahren . . . Alle diese und noch mehr Gründe stimmen; aber auch der: er fährt nach Europa, weil es anders ist. Gerade deshalb. Er will natürlich dort seinen Komfort finden, seine Badewannen, *Bellhops* und Lifts. Denn da er der Schöpfer grandiosen Komforts ist, hält er diesen für unentbehrlich. Und gar so unrecht, wie Europäer – besonders einzelne Hotelbesitzer – glauben, hat er damit nicht. Aber daneben hat er das mehr oder weniger dunkle Gefühl, daß ihm Europa noch mehr bieten müßte, als bloß Hotels und Bildergalerien. Schon zeigt sich eine gewisse Parismüdigkeit unter der besseren Klasse der Reisenden, denen die Beziehungen fehlen, um ein

anderes Paris zu sehen, als das Cooks. Paris aber ist für viele Europa. Was fanden sie dort? Das, was sie zu Hause auch hatten. Sie wollten sich selbst und ihrer Umgebung auf einige Zeit entfliehen und fanden nur sich selbst wieder. Fanden Oberflächlichkeit, Kitsch und Jazz, schlecht und recht von Leuten gespielt, denen sein barbarisch-saftvoller Rhythmus gänzlich wesensfremd war, und zu dem andere tanzten, die einst hin und wieder einmal ein gutes Buch lasen, worauf sie heute ganz und gar vergessen haben.

Und sie fanden ihr eigenes, vielgeschmähtes Main Street – die Langweile, und das hohle Vergnügen, die jene totschiagen soll. Bald werden sie ein gummikauendes Europa finden. Denn Europa „amerikanisiert“ sich. Amerikanisiert, wohlgemerkt, unter Führungszeichen. Erzanstifter ist natürlich das Geld, das Europa braucht und das Amerika in großen Mengen besitzt. Europa sieht Amerika nicht anders als in einer goldenen Wolke und vor dieser verliert es seine Würde und, was nicht noch schlimmer sein kann, aber katastrophaler, seinen Kopf. Denn es benimmt sich dabei wie jener schlechte Geschäftsmann, der, kurzsichtig, ein paar Dollar auf die Hand gezahlt mehr schätzt, als sein Vermögen, für ihn angelegt, in einer Bank. Es verlottert um eines Augenblicks willen das, was sein wertvollster Besitz ist; seine Eigenart, seine Weltanschauung, den Idealismus. Kunst um der Kunst willen, Gedanken um das Gedankens, Schönheit um der Schönheit willen. Es horcht mit halbem Ohr über den Ozean, greift Dinge auf und versucht, sie zu gebrauchen, ohne sie richtig angesehen zu haben. Das amerikanische Streben, alles, was zweckmäßig ist, auch schön zu machen, was vom amerikanischen Genie der Zweckmäßigkeit vielleicht noch einmal erreicht werden wird, verwässert Europa mit dem dilettantischen Satz: Alles, was zweckmäßig ist, ist schön – und beleidigt damit jedes feinere Ohr. Es verkauft nicht nur, denn dazu ist es tragischerweise oft gezwungen, sondern vernachlässigt und zerstampft das, was Amerika umsonst mit all seinem Reichtum zu kaufen sucht: Tradition. Und es wirft sich dem Materialismus in die Arme mit einer häßlichen Gebärde der Dirnenhaftigkeit, wie wir sie an Amerika nicht bemerken, weil es jene Naivität hat, die Europa nicht besitzt, und weil das Evangelium des materiellen Erfolges – was immer heute die Masse oder der einzelne damit beginnt – hier aus einer religiösen Grundlage erwachsen ist und sich daher daran immer noch mit der Hartnäckigkeit eines tief verankerten Glaubens heftet. Calvin sagt: Wenn ein Mann reich ist, so hat ihn Gott reich gewollt, also liegt der Segen Gottes auf seinem Reichtum.

Und wenn daher heute das Kriterium des Erfolges einzig und allein Geld bildet und das höchste Ziel menschlicher Bemühung ausschließlich Reichtum, hier wie dort, so ist es, hier wie dort, nicht ganz dasselbe. Schon die Wurzel des Uebels ist verschieden. Europa läuft dem Geld nach, weil es zu arm ist, Amerika, weil es zu reich ist, zu schnell reich geworden ist. Es hat unentwegt geschafft und erschlossen. Dieses Schaffen war grandios, solange es Ziel, nicht Mittel war. Heute hat es kein Objekt mehr, heute kann Amerika nur mehr Geld machen, also mahlen alle seine Mühlen Geld, und verlegen ihm damit die Aussicht auf etwas anderes. Und wie von anderen Dingen in seiner heutigen Zivilisation gilt auch davon das Wort des Dichters: „Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los –“

Es ist offenbar schwer, den Uebergang von jenem Schaffen, welches das Präteritum „schaffte“ bildet, zu dem Schaffen zu finden, das seine Mitvergangenheit mit „schuf“ formt.

Und deshalb sollte Europa gerade jetzt eine bessere Gelegenheit denn je haben, Amerika zu imponieren, Gegenwert für seinen wahren Wert zu bekommen. Amerika ist zum erstenmal in der Geschichte seines Landes dieses Landes etwas überdrüssig. Angeödet. Es empfindet eine ungeheuerere Leere um sich und in sich und weiß nicht, wie ihr entgehen. Vor ein paar Wochen ließen sich viele Menschen von Polizistenpferden niedertreten, um das Gesicht eines toten Helden ihrer kleinen

romantischen Träume zu sehen, das nichtssagende Gesicht eines jungen Mannes mit einer niederen Stirn und einem entzückenden Lächeln. Dieses Lächeln Rodolph Valentinos zauberte ihnen alles vor, was das Leben ihnen schuldig geblieben ist. Hochnotpeinliche Richter der amerikanischen Psyche taten den pietätslosen Andrang dieser Hunderttausende mit einem verächtlichen Achselzucken ab. Vielleicht war es noch viel mehr grauenvoll als verächtlich. Das Kreischen der Gestoßenen, der zu Boden Geworfenen war wie ein Schrei um Hilfe aus der Leere.

Den wahren schönen Sinn der alten amerikanischen Ideale hat man vergessen: sie sind zu Schlagwörtern herabgesunken, die als Trümpfe von Politikern und Stellenlüsternen ausgespielt werden. Der Ritus der Amerikanisierung ist zur Routine erstarrt und in Gefahr, nichts anderes zu werden, als eine Maschine zur Hervorbringung von Kanonenfutter nach bedenklichem europäischen Muster aus der guten alten Zeit. Korruption und die Präpotenz der Unbedeutenden einerseits und die Indolenz der Masse andererseits haben die Demokratie bei einem Teil der Intellektuellen in Mißkredit gebracht. Der Boden der Meinungen, auf dem man sich früher sicher fühlte, ist vielfach aufgerissen und schwankend.

So kommt es, daß der Amerikaner rastlos wird. Er weiß nun schon, daß es keine Pionierarbeit mehr zu leisten gibt, keine Pionierarbeit im Physischen, so wie er sie gewohnt war, daß es, mit einem Worte, keine Welten mehr für ihn zu erobern gibt. Denn mit dem großartigen Werk seiner Maschinezivilisation war er innerlich fertig, so wie sie äußerlich vollendet war zu eben der Zeit, als Europa sie dithyrambisch zu beschreiben begann. Und er fragt sich: *What next?* Was nun?

Er begann überhaupt zu fragen, sogar zu grübeln. Er begann das Leben zu untersuchen und fand, daß es ihn perplex macht, wie er es nie gedacht hätte. Er stürzte sich kopfüber in allerhand Dinge, die ihm neu oder ungewohnt oder bloß bis jetzt verboten waren. Er entdeckte „sex“ – das sexuelle Leben. Er ließ sich scheiden. Seine Schriftsteller auskultieren die häßlichen Seiten des Daseins und die Mesquinität und Erdgebundenheit der Gefühle mit einer düsteren Erbittertheit, einer echt amerikanischen hundertprozentigen Sachlichkeit. Zwischen Sherwood Andersons zerfasernder Glut und der blitzenden Schärfe H. L. Menckens, mit der er jeglicher amerikanischen Beschränktheit und Leerheit beständig um die Ohren knallt, sind sie alle ein großes, aber ziemlich graues Heer von ehrlichen Suchern. Außer dem romantisch-ironischen Cabell, dem europäisierenden Hergesheimer und dem Iren O’Neill hat es noch kaum einer von den heutigen zur wahren Künstlerschaft gebracht. Hie und da nur springt einer aus der Reihe empor wie eine Fontaine, Zeuge der Kräfte, der Talente, die vorhanden, aber vorläufig noch gebunden sind. Martha Ostensos prächtiges Buch „Wildgänse“, das ein Wiener Verlag herausgebracht hat, ist ein Beispiel dafür. In ihm sieht und anerkennt man drüben endlich einmal jenes andere Amerika, das jenseits von Jazz, Milliarden und der virtuosen Ausstattung der Oberfläche liegt.

In der Musik stürzte sich Amerika auf Jazz. Endlich etwas Einheimisches, endlich etwas von Europa ganz und gar Verschiedenes!

Es baute Hochhäuser und hatte ausgezeichnete, originelle, ja künstlerische Gedanken dabei. Aber der Fluch seines von Sehnsucht zum Rekord vorwärtsgepeitschten Bewegungsfanatismus läßt es auch hier wieder in Oberflächlichkeit schwelgen. Seine enorme Expansionskraft raubt ihm die Fähigkeit, sich zu vertiefen. Immer wieder. Kaum hat es etwas begonnen und die Oberflächen abgetastet, will es schon wieder weiter. So vermögen ihm alle diese Versuche eigentlich nichts zu geben, denn es wartet nie, bis es auf den Kern kommt.

Dabei überfüttert es sein Streben nach Tüchtigkeit derart mit Konzentration, daß es dadurch in die Sackgasse des rückhaltlosen Spezialisierens gelangt ist, das aus einem Menschen einen Torso macht. Anlässlich des Philosophentages sagte Präsident Lowell von Harvard: „Zum Niederreißen der Zäune, die der Spezialisierungsplan aufgerichtet hat, braucht es mehr als technisches Genie. Wir brauchen Männer, die am Rande aller Dinge sitzen und das ganze Feld des Wissens überblicken.“ . . .

Hat Europa dies gehört? Freilich Europas Männer von Begabung können es sich nicht mehr leisten, an den Straßenkreuzungen zu sitzen und ihre „Seele einzuladen“ wie Amerikas einziger Weiser, Walt Whitman, sagte, der auf den obersten Fächern der Bücherladen unter Staub begraben liegt. Europas weise Männer verhungern, wenn sie nicht mit um das goldene Kalb tanzen wollen – selbst wenn das goldene auch nur ein silbernes sein kann. Sie müssen sich dem Geschmack derer anbequemen, die am lautesten schreien. Vielleicht aber würden auch sie doch nicht verhungern, wenn sie näher aneinander rückten, wenn sie eine Phalanx bilden würden. Wir sind in einem Jahrhundert, das der Masse gehört und das sich die Masse angeeignet hat; das daher barbarisch und formlos ist wie sie. Es mußte wohl so sein; es mußte einmal die Zeit kommen auch für die und Amerika war ihr Herold. Sie ist ein Teig, der aufgehen wird. Ein Teig braucht aber dazu der Hefe. Präsident Lowell sagte es: Wir brauchen Männer, große Männer, große Menschen.

Europas Talent beugt sich unter ein kandinisches Joch. Amerikas Talent macht Geld, denn Geld allein bedeutet ja Erfolg. Wer es nicht vermag, kann nichts wert sein und sein Ruf verhallt ungehört. Amerika wird so lange nicht wahrhaft groß sein als seine besten Leute von Busineß und Dollar konsumiert werden, und abends ins Theater gehen lediglich, um ihr Gehirn auszuspannen.

Europa aber, statt es ihnen nachzutun, sollte sie lehren, wie man es macht, nicht von Busineß und Dollar konsumiert zu werden und doch etwas zu leisten.

# Feuilleton.

## Ecce Amerika!

Von Ann Tizla Veitlich, Newyork.

Sie und da schießen wie Stichflammen aus einem dumpfen, massigen Brodem Warnungsrufe empor, Schreie der Empörung, Seufzer grossender Ohnmacht. Sie beklagen sich über die Riesenvoge geistiger Verpömerung, die über die sogenannte zivilisierte Welt rollt; diese Woge der schamlosesten Anbetung des goldenen Kalbes, eines hirnlosen, aber gefährlich geschickten Commis-Voyageuriums; eines klimpernden Jonglierens mit den Fassaden der Worte; einer wichtigtuereiichen Betriebsamkeit, die mit dem Raffinement des Luxus und der Maschine die Oberflächen der Dinge und des Lebens perfid glatt ausstattet, um das darunter gähnende Vacuum vergessen zu machen.

Fast immer wird Amerika beschuldigt, all dies in die Welt gesetzt, über die Welt ausgegossen zu haben.

Amerika leugnet seine ominöse Vaterschaft nicht; und, weder beleidigt noch zerknirscht, äußert es sich nicht zu der ihm aufgedrungenen Rolle des Brügelknaben. Aber es versteht nicht, wie es dazu kommt, für Europas Leichtsinns und Pflichtvergessenheit verantwortlich gemacht zu werden. Es findet, daß Europa alt genug ist, um selbst zu wissen, was ihm taugt und was nicht und — was es sich schuldig ist. Es sieht mit einem unbewußten Staunen, daß Europa das undefinierbare kostbare Etwas, das ihm Amerika heute mehr denn je neidet — Persönlichkeit, ein Antlitz, das von innen heraus geformt ist — für seine, Amerikas, billigste Güter.

eintauscht mit einer geringen Freude am Klang gläserner  
Richtigkeiten, wie sie die Indianer hatten, als sie für den  
Ramsch der Konquistadoren die Wege zum Gold und ins  
Innere ihres Landes preisgaben.

Amerika hält nicht nur den Trumpf der Zeit in der  
Hand, das Geld, sondern ist auch vom Haus aus mit dem  
Selbstbewußtsein der Jugend ausgestattet, das unpropor-  
tioniert groß sein muß, um über die ungeheure Befangenheit  
und Unsicherheit, die ihm eigen ist, hinwegkommen zu  
können. Und es sieht daher schmunzelnd-geschmeichelt zu,  
wenn Europa sich spaltet, am „Manko Amerikas zu partizi-  
pieren“ — wie Ernst Lothar neulich in diesem Spalten so  
treffend gesagt hat.

So mag es scheinen, denn man sieht immer zuerst das  
Augenfällige, und dieses sind eben alle die Unbedeutenden,  
die Amerikas goldumrändertes Prestige, das es sich durch  
eine einzig dastehende physische Rekordleistung errungen hat,  
zur Folie eigener Nichtsagendheit degradieren. Aber  
Amerika ist nicht so uniform wie man in Europa noch immer  
meint; ein Schnitt durch seine Seele offenbart kein einheit-  
liches Gefüge, sondern Bindungen, Farbenspiele, Wolken  
wie beim Marmor.

Warum geht der Amerikaner nach Europa? Was  
sucht er dort?

Weil er statt „Abies Irish Rose“ einmal ein größeres  
Schauspiel, das eines anderen Erdteiles sehen möchte; weil  
eine Europafahrt das beste Mittel ist, um sein Geld  
gentlemanmäßig und möglichst gedankenlos ausgeben zu  
können; weil die anderen hinübersfahren... Alle diese und  
noch mehr Gründe stimmen; aber auch der: er fährt nach  
Europa, weil es anders ist. Gerade deshalb. Er will natür-  
lich dort seinen Rappfort finden, seine Badewannen, Bellhops

und Lists. Denn da er der Schöpfer grandiosen Komforts ist, hält er diesen für unentbehrlich. Und gar so unrecht, wie Europäer — besonders einzelne Hotelbesitzer — glauben, hat er damit nicht. Aber daneben hat er das mehr oder weniger dunkle Gefühl, daß ihm Europa noch mehr bieten müßte, als bloß Hotels und Bildergalerien. Schon zeigt sich eine gewisse Parismüdigkeit unter der besseren Klasse der Reisenden, denen die Beziehungen fehlen, um ein anderes Paris zu sehen, als das Cooks. Paris aber ist für viele Europa. Was fanden sie dort? Das, was sie zu Hause auch hatten. Sie wollten sich selbst und ihrer Umgebung auf einige Zeit entziehen und fanden nur sich selbst wieder. Fanden Oberflächlichkeit, Kitsch und Jazz, schlecht und recht von Deuten gespielt, denen sein barbarisch-saftvoller Rhythmus gänzlich wesenfremd war, und zu dem andere tanzten, die einst hin und wieder einmal ein gutes Buch lasen, worauf sie heute ganz und gar vergessen haben.

Und sie fanden ihr eigenes, vielgeschmähtes Main Street — die Langweile, und das hohle Vergnügen, die jene totschlagen soll. Bald werden sie ein gummi kauendes Europa finden. Denn Europa „amerikanisiert“ sich. Amerikanisiert, wohlgemerkt, unter Anführungszeichen. Erzanstifter ist natürlich das Geld, das Europa braucht und das Amerika in großen Mengen besitzt. Europa sieht Amerika nicht anders als in einer goldenen Wolke und vor dieser verliert es seine Würde und, was nicht noch schlimmer sein kann, aber katastrophaler, seinen Kopf. Denn es beunimmt sich dabei wie jener schlechte Geschäftsmann, der, kurzsichtig, ein paar Dollar auf die Hand gezahlt mehr schätzt, als ein Vermögen, für ihn angelegt, in einer Bank. Es verlottert um eines Augenblicks willen das, was sein wertvollster Besitz ist: seine Eigenart, seine Weltanschauung, den

Idealismus, Kunst um der Kunst willen, Gedanken um des Gedankens, Schönheit um der Schönheit willen. Es horcht mit halbem Ohr über den Ozean, greift Dinge auf und versucht, sie zu gebrauchen, ohne sie richtig angesehen zu haben. Das amerikanische Streben, alles, was zweckmäßig ist, auch schön zu machen, was vom amerikanischen Genie der Zweckmäßigkeit vielleicht noch einmal erreicht werden wird, verwässert Europa mit dem dilettantischen Satz: Alles, was zweckmäßig ist, ist schön — und beleidigt damit jedes feinere Ohr. Es verkauft nicht nur, denn dazu ist es tragischerweise oft gezwungen, sondern vernachlässigt und zerstört das, was Amerika umsonst mit all seinem Reichtum zu kaufen sucht: Tradition. Und es wirft sich dem Materialismus in die Arme mit einer häßlichen Gebärde der Dirnenhaftigkeit, wie wir sie an Amerika nicht bemerken, weil es jene Rawität hat, die Europa nicht besitzt, und weil das Evangelium des materiellen Erfolges — was immer heute die Masse oder der einzelne damit beginnt — hier aus einer religiösen Grundlage erwachsen ist und sich daher daran immer noch mit der Hartnäckigkeit eines tief verankerten Glaubens heftet. Calvin sagt: Wenn ein Mann reich ist, so hat ihn Gott reich gewollt, also liegt der Segen Gottes auf seinem Reichtum.

Und wenn daher heute das Kriterium des Erfolges einzig und allein Geld bildet und das höchste Ziel menschlicher Bemühungen ausschließlich Reichtum, hier wie dort, so ist es, hier wie dort, nicht ganz dasselbe. Schon die Wurzel des Uebels ist verschieden. Europa läuft dem Geld nach, weil es zu arm ist, Amerika, weil es zu reich ist, zu schnell reich geworden ist. Es hat unentwegt geschafft und erschlossen. Dieses Schaffen war grandios, solange es Ziel, nicht Mittel war. Heute hat es kein Objekt mehr, heute

kann Amerika nur mehr Geld machen, also mahlen alle seine Mühlen Geld, und verlegen ihm damit die Aussicht auf etwas anderes. Und wie von anderen Dingen in seiner heutigen Zivilisation gilt auch davon das Wort des Dichters: „Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los —“

Es ist offenbar schwer, den Uebergang von jenem Schaffen, welches das Präteritum „schaffte“ bildet, zu dem Straffen zu finden, das seine Mitvergangenheit mit „schuf“ formt.

Und deshalb sollte Europa gerade jetzt eine bessere Gelegenheit denn je haben, Amerika zu imponieren, Gegenwert für seinen wahren Wert zu bekommen. Amerika ist zum erstenmal in der Geschichte seines Landes dieses Landes etwas überdrüssig. Angeödet. Es empfindet eine ungeheuere Leere um sich und in sich und weiß nicht, wie ihr entgehen. Vor ein paar Wochen ließen sich viele Menschen von Polizistenpferden niedertreten, um das Gesicht eines toten Helden ihrer kleinen romantischen Träume zu sehen, das nichtsagende Gesicht eines jungen Mannes mit einer niederen Stirn und einem entzückenden Lächeln. Dieses Lächeln Rodolph Valentinos zauberte ihnen alles vor, was das Leben ihnen schuldig geblieben ist. Hochnotpeinliche Richter der amerikanischen Finke taten den pietätsloien Andrang dieser Hunderttausende mit einem verächtlichen Achselzucken ab. Vielleicht war es noch viel mehr grauenvoll als verächtlich. Das Kreischen der Gestohlenen, der zu Boden Geworfenen war wie ein Schrei um Hilfe aus der Leere.

Den wahren schönen Sinn der alten amerikanischen Ideale hat man vergessen: sie sind zu Schlagwörtern herabgesunken, die als Trümpe von Politikern und Stellenlästern ausgespielt werden. Der Ritus der Amerikani-

sierung ist zur Routine erstarrt und in Gefahr, nichts anderes zu werden, als eine Maschine zur Hervorbringung von Kanonensfutter nach bedenklichem europäischen Muster aus der guten alten Zeit. Korruption und die Präpotenz der Unbedeutenden einerseits und die Indolenz der Masse andererseits haben die Demokratie bei einem Teil der Intellektuellen in Mißkredit gebracht. Der Boden der Meinungen, auf dem man sich früher sicher fühlte, ist vielfach aufgerissen und schwankend.

So kommt es, daß der Amerikaner rastlos wird. Er weiß nun schon, daß es keine Pionierarbeit mehr zu leisten gibt, keine Pionierarbeit im Physischen, so wie er sie gewohnt war, daß es, mit einem Worte, keine Welten mehr für ihn zu erobern gibt. Denn mit dem großartigen Werk seiner Maschinenzivilisation war er innerlich fertig, so wie sie äußerlich vollendet war zu eben der Zeit, als Europa sie dithyrambisch zu beschreiben begann. Und er fragt sich: *What next? Was nun?*

Er begann überhaupt zu fragen, sogar zu grübeln. Er begann das Leben zu untersuchen und fand, daß es ihn perplex macht, wie er es nie gedacht hätte. Er stürzte sich kopfüber in allerhand Dinge, die ihm neu oder ungewohnt oder bloß bis jetzt verboten waren. Er entdeckte „sex“ — das sexuelle Leben. Er ließ sich scheiden. Seine Schriftsteller aushultieren die häßlichen Seiten des Daseins und die Mesquinität und Erdgebundenheit der Gefühle mit einer düsteren Erbittertheit, einer echt amerikanischen hundertprozentigen Sachlichkeit. Zwischen Sherwood Andersons zerfaselnder Blut und der blitzenden Schärfe H. L. Menckens, mit der er jeglicher amerikanischen Beschränktheit und Leerheit beständig um die Ohren knallt, sind sie alle ein großes.

aber ziemlich graues Haar von ehrlichen Suchern. Außer dem romantisch-ironischen Cabell, dem europäisierenden Hergesheimer und dem Iren O'Neill hat es noch kaum einer von den heutigen zur wahren Künstlerschaft gebracht. Sie und da nur springt einer aus der Reihe empor wie eine Fontaine, Zeuge der Kräfte, der Talente, die vorhanden, aber vorläufig noch gebunden sind. Martha Ostensos prächtiges Buch „Wildgänse“, das ein Wiener Verlag herausgebracht hat, ist ein Beispiel dafür. In ihm sieht und anerkennt man drüben endlich einmal jenes andere Amerika, das jenseits von Jazz, Milliarden und der virtuosen Ausstattung der Oberfläche liegt.

In der Musik stürzte sich Amerika auf Jazz. Endlich etwas Einheimisches, endlich etwas von Europa ganz und gar Verschiedenes!

Es baute Hochhäuser und hatte ausgezeichnete, originelle, ja künstlerische Gedanken dabei. Aber der Fluch seines von der Sehnsucht zum Rekord vorwärtsgepeitschten Bewegungsfanatismus läßt es auch hier wieder in Oberflächlichkeit schwelgen. Seine enorme Expansionskraft raubt ihm die Fähigkeit, sich zu vertiefen. Immer wieder. Kaum hat es etwas begonnen und die Oberflächen abgetastet, will es schon wieder weiter. So vermögen ihm alle diese Versuche eigentlich nichts zu geben, denn es wartet nie, bis es auf den Kern kommt.

Dabei überfüllt es sein Streben nach Tüchtigkeit derart mit Konzentration, daß es dadurch in die Sackgasse des rückhaltlosen Spezialisierens gelangt ist, das aus einem Menschen einen Torso macht. Unlänglich des Philosphentages sagte Präsident Lowell von Harvard: „Zum Niederreißen der Bäume, die der Spezialisierungsplan aufgerichtet hat, braucht es mehr als technisches Genie. Wir brauchen Männer, die am Rande

aller Dinge sitzen und das ganze Feld des Wissens überblicken.“ . . .

Hat Europa dies gehört? Freilich Europas Männer von Begabung können es sich nicht mehr leisten, an den Straßenkreuzungen zu sitzen und ihre „Seele einzuladen“ wie Amerikas einziger Weiser, Walt Whitman, sagte, der auf den obersten Fächern der Bücherladen unter Staub begraben liegt. Europas weise Männer verhungern, wenn sie nicht mit um das goldene Kalb tanzen wollen — selbst wenn das goldene auch nur ein silbernes sein kann. Sie müssen sich dem Geschmack derer anbequemen, die am lautesten schreien. Vielleicht aber würden auch sie doch nicht verhungern, wenn sie näher aneinander rückten, wenn sie eine Phalanx bilden würden. Wir sind in einem Jahrhundert, das der Masse gehört und das sich die Masse angeeignet hat; das daher barbarisch und formlos ist wie sie. Es mußte wohl so sein; es mußte einmal die Zeit kommen auch für sie und Amerika war ihr Herold. Sie ist ein Teig, der aufgehen wird. Ein Teig braucht aber dazu der Hefe. Präsident Lowell sagte es: Wir brauchen Männer, große Männer, große Menschen.

Europas Talent beugt sich unter ein skandinavisches Joch. Amerikas Talent macht Geld, denn Geld allein bedeutet ja Erfolg. Wer es nicht vermag, kann nichts wert sein und sein Ruf verhallt ungehört. Amerika wird so lange nicht wahrhaft groß sein, als seine besten Leute von Business und Dollar konsumiert werden, und abends ins Theater gehen lediglich, um ihr Gehirn auszuspannen.

Europa aber, statt es ihnen nachzutun, sollte sie lehren, wie man es macht, nicht von Business und Dollar konsumiert zu werden und doch etwas zu leisten.